

Dr. Sonja Klug

Mehr als nur freie Zeit

*Basteln, Tüfteln und Kreativität–
Geschichte und Geschichten*

frechverlag

© Copyright 1995 by frechverlag GmbH + Co. Druck KG, Turbinenstr. 7, 70499 Stuttgart

Das Werk einschließlich all seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außer zum privaten Gebrauch ist ohne Zustimmung des Verlags bzw. der Urheber unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung sowie Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion: Julia Ann Zimmermann

Gestaltung: Dieter Betz, Design-Kommunikation, Weissach

Druck: frechverlag GmbH + Co. Druck KG, Stuttgart

ISBN 3-7724-1904-6

*„Phantasie ist wichtiger
als Wissen;
Wissen ist begrenzt,
Phantasie aber umfaßt
die ganze Welt.“*

(Albert Einstein)

Einführung

1. Teil

Kleiner Streifzug
durch die Geschichte der
Freizeit

2. Teil

Hobbys und ihre
Entwicklungsgeschichte

Seite 6

Einführung
von der Autorin
Dr. Sonja Klug

Seite 9

„... das Salz
des Lebens“
Vorwort von
Prof. Dr.
Horst W.
Opaschowski

Seite 10

„Erfüllte Freizeit durch
Ruhe und Spiel“
Vorwort von
Prof. Dr.
Joseph-Theodor
Blank

Seite 11

Die Entwicklung der
Freizeit
und der Arbeitszeit
von der
Antike bis heute

Seite 20

Freizeit-
beschäftigungen
und Hobbys
von 1950 bis 1995

Seite 25

Holz und die Künste
des Schnitzens,
des Drechselns, der
Bauern- und der
Brandmalerei

Seite 39

Papier und die Kunst
des Faltens
und Schneidens

Seite 54

Die Kunst des
Puppenmachens

Seite 65

Keramik und die
Künste
des Töpferns und der
Porzellanmalerei

Seite 76

Glas und die Kunst
seiner Bearbeitung

Seite 84

Seide und die Künste
der Seidenmalerei
und des Stoffdrucks

3. Teil

**Kreativität und
Inspiration – Der Schlüssel
zur erfüllten Freizeit**

Seite 98

**Merkmale des
Denkens
und der Kreativität**

Seite 108

**Das Erlebnis,
kreativ zu sein**

4. Teil

Anhang

Seite 117

**Literatur-
verzeichnis**

*„In den Dingen,
die der Mensch schafft,
stellt sich der Mensch
selber dar; er gibt Teile
seines Selbst in das
Geschaffene.“*

(Sigurd Agricola, Freizeitforscher)

Dieses Buch möchte Sie entführen in die Geschichte der Hobbys und in das Erleben von Kreativität. Vielem, was wir heutzutage als Hobby praktizieren, liegen jahrtausendealte Techniken, Künste, (Kunst-) Handwerke und ein ebenso altes Wissen der Menschheit zugrunde – Know-how, das faszinierend ist, weil es die modernen Hobbys, wie wir sie kennen, überhaupt erst ermöglicht hat.

Die schöpferisch-kreative Gestaltung von nützlichen und/oder dekorativen Gegenständen ist ein Grundbedürfnis des Menschen, das nicht erst heute im modernen Hobby sichtbar wird, sondern schon seit Menschheitsbeginn wirksam ist. Von daher erhebt sich die Frage, wo der Ursprung der Kreativ-Hobbys von heute liegt. Woraus haben sie sich entwickelt? Was waren ihre Vorläufer? Diese Fragen führen automatisch in die Kulturgeschichte von Kunst und Kunsthandwerk hinein, aber ebenso in die Geschichte der Materialien, die Voraussetzung sind für das kreative Gestalten.

Entstanden ist dieses Buch anlässlich des vierzigjährigen Bestehens des frechverlags, des Marktführers im Bereich der Bücher für die kreative Freizeit. Im Mittelpunkt dieser Publikation soll jedoch nicht die Verlagsgeschichte selbst stehen, wengleich sie untrennbar mit der Entwicklung der „Hobbylandschaft“ im Nachkriegsdeutschland verbunden ist, sondern die Geschichte der Hobbys. Denn verständlicherweise ist in den heute in großer Zahl erhältlichen Anleitungsbüchern, die dem Hobbykünstler helfen, ein Hobby mit all seinen Tricks und Kniffen zu erlernen und ihm Anregungen für die Gestaltung seiner Werke geben, kein Platz für historische Darstellungen. Darüber hinaus kann sich jedes Anleitungsbuch immer nur mit einem einzigen Hobby befassen.

Der Wunsch war also einerseits, einen Überblick über die gesamte Hobbylandschaft zu geben, und andererseits, nach den historischen Ursprüngen der Hobbys zu forschen. Das ehrgeizige Ziel, „alle“ Hobbys in diesem Buch zu behandeln, mußte jedoch bald aus Platzgründen aufgegeben werden. Immerhin werden hier sechs

traditionsreiche Hauptströmungen aufgezeigt, aus denen eine Vielzahl von Hobbys erwachsen sind.

Nicht trockene oder langweilige Informationen will das Buch dem Leser zumuten, sondern ihn eine unterhaltsame Reise durch die Welt der Hobbys erleben lassen. Das Buch spannt einen weiten Bogen von der Geschichte der Freizeit, die Voraussetzung für die Entwicklung von Hobbys im heutigen Umfang ist, über die Kulturgeschichte der Hobbys selbst bis zur Erfahrung von Kreativität und ihrem Erleben.

Bei näherem Hinsehen entpuppt sich die Kulturgeschichte der Hobbys als eine unterhaltsame und informative, manchmal auch anekdotenreiche und witzige, immer aber spannende Angelegenheit. Da geht es um die Entstehung von Materialien und Werkstoffen, bedeutende Erfindungen, die jeweils Evolutionssprünge auslösten, und die Entwicklung von Kunst und Handwerk, die die Hobbys häufig erst ermöglicht haben. Die modernen Hobbys von heute werden ebenfalls behandelt.

Wenn hier natürlich auch keine detaillierten Anleitungen zur Ausübung der Hobbys gegeben werden können, so wird doch in Text und Bild die ganze Vielfalt der heutigen Schaffungsmöglichkeiten angesprochen - nicht zuletzt, um den interessierten Leser „auf den Geschmack zu bringen“, um ihm zu zeigen, was möglich ist, und ihm Anregungen zur eigenen kreativen Entfaltung zu geben. Neben zahlreichen Bildern und Fotos moderner Werke der Hobbykunst finden sich auch solche, die den historischen Hintergrund veranschaulichen und eine reizvolle Gegenüberstellung jahrhunderte- oder gar jahrtausendealter Kunst von heutigem Schaffen ermöglichen. Der dritte Teil des Buches vermittelt ein Verständnis dafür, wie „Kreativität“ überhaupt funktioniert, und soll, nicht zuletzt mit Hilfe praktischer Hinweise, zu eigenem Tun ermutigen.

Das Buch ist geschrieben für alle Hobbykünstler, die sich über die Geschichte ihres/ihrer Hobbys näher informieren möchten, und auch für solche Menschen, die noch auf der Suche nach einer sinnvollen Freizeitgestaltung sind. Für sie ist es sicher interessant, einmal die

„Manche Menschen sehen die Dinge, wie sie sind, und sagen: Warum? Ich träume von einigen, die es nie gab, und sage: Warum nicht?“

(John F. Kennedy)

Bandbreite der Möglichkeiten kennenzulernen und zu sehen, wie einfach es im Grunde ist, kreativ zu sein, und wieviel Spaß es machen kann.

Für Werklehrer und -studenten bietet das Buch komprimierte Ausführungen und einen Überblick über verschiedene Werkstoffe und den historischen Werdegang ihrer Verarbeitung. Wenn es auch keinen wissenschaftlichen Anspruch erhebt, so orientiert es sich doch an den historischen Fakten und ist so verständlich geschrieben, daß es keine Vorkenntnisse voraussetzt.

Jedes Kapitel bietet in sich abgeschlossene Informationen zu einem bestimmten Themengebiet. Daher ist es je nach persönlichem Interesse sowohl möglich, das Ganze zu lesen, als auch, sich lediglich mit einzelnen Kapiteln – in beliebiger Reihenfolge – zu befassen.

Wer sich die Zeit nimmt, alles zu lesen, wird alsbald etliche Querverbindungen und Beziehungen zwischen verschiedenen Entwicklungswegen, Künsten, Kunsthandwerken und ihrer Geschichte entdecken, selbst dann, wenn er nicht „zwischen den Zeilen“ liest.

So ist nahezu allen Kunsttechniken gemeinsam, daß ihre Werke in der Frühzeit der Menschheit sakralen Zwecken dienten, dann in der Antike eine „Verweltlichung“ erfuhren, zunächst als Luxusgüter der Oberschicht, bis sie über die Jahrhunderte hinweg zum Allgemeingut wurden und schließlich am Ende des 20. Jahrhunderts als Kunsthandwerk und/oder Hobby dank moderner industrieller Techniken in den „individuellen“ Werken einzelner fortleben. Die individuell gestalteten Einzelstücke der Hobbykünstler von heute wollen sich von den Massenprodukten, die seit dem 18. Jahrhundert hergestellt werden, abheben oder ihnen durch dekorative Zusätze eine persönliche Note geben.

Viel Spaß bei der Kulturgeschichte der Hobbys und der Entdeckung der (eigenen) Kreativität wünschen Autorin und Verlag!

*Rheinbach, 19.5.1995
Dr. Sonja Klug*

„... das Salz des Lebens“

Was braucht der Mensch zum Glücklichsein? „Ein gutes Buch, ein paar Freunde, eine Schlafstelle und keine Zahnschmerzen“, so hätte Theodor Fontane diese Frage beantwortet. Der Freizeitmensch des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts sieht dies ähnlich, aber doch nicht gleich: Zum Wohlfühlen in der eigenen Haut oder in den eigenen vier Wänden gehören der Fernseher (57%), die schöne Wohnungseinrichtung (48%) und das eigene Hobby (48%).

Die Ausübung eines Hobbys wird für das eigene Wohlbefinden wichtiger eingeschätzt als etwa der Besitz eines Autos, einer Stereoanlage oder eines Videorecorders. Das Hobby stellt ein Stück Lebensqualität dar, das die Menschen zeitweilig Glück empfinden läßt. Beim eigenen Hobby kann man sich vom Leistungsdruck der Arbeit lösen. Ein Wohlgefühl stellt sich dabei ein. Man ruht in sich selbst, ist zufrieden und glücklich. Viele Menschen brauchen diesen Ausgleich, der sie zur Ruhe kommen läßt. Das Bild von der „schönen Freizeit“ kommt auf. Ein Hobby in der Freizeit ist das Salz des Lebens. Hier kann man zu sich kommen und an sich denken, ohne egoistisch zu sein.

Natürlich klafft zwischen Wunsch und Wirklichkeit eine

große Kluft. Viele warten auf die Anregung und die Initiative von anderen: „Ich krieg den Dreh nicht. Ich brauch' den Anstoß von außen.“ Ebensoviele sind aber schon kreativ und gehen mit gutem Beispiel voran. Die Hobby-Bewegung in Deutschland hat mittlerweile massenhafte Züge angenommen. Seit Mitte der achtziger Jahre hat sich der Anteil der Bundesbürger, die in ihrer Freizeit regelmäßig einem Hobby nachgehen, mehr als verdoppelt: (1986: 10% – 1995: 22%). Und das vor dem Hintergrund mächtiger Freizeitkonkurrenten wie Fernsehen, Kino, Shopping oder Sport. Reizüberflutung und die Explosion des Konsumangebots lassen das Hobby zunehmend attraktiver erscheinen. Die Menschen reagieren auf ihre eigene Weise: Sie nutzen „ihr“ Hobby als Individualisierungschance. Inzwischen sind die Hobbybastler und -sammler, -gärtner und -köche, -filmer und -forscher, die Handarbeiter und Heimwerker zu einer Massenbewegung mit Milliarden-Umsätzen geworden. Die Lieblingsbeschäftigungen in der Freizeit werden zum Teil so ernsthaft und systematisch, intensiv und konzentriert ausgeübt, daß sie hinsichtlich Perfektion, Spezialisierung und Kompetenz fast professionellen Charakter haben. In ihrer Ausübung können die

Hobby-Anhänger Spontaneität und Produktivität entfalten und ganz ihren individuellen Neigungen und Interessen nachgehen. Sie werden, ja machen sich selbst zum Experten. Die Hälfte der Bevölkerung vertritt mittlerweile die Auffassung: „Ich habe so viele Interessen und Hobbys, daß mir meine freie Zeit nie ausreicht.“ Und nicht wenige können sich vorstellen, in Zukunft ihre Hobbys zum Lebenssinn werden zu lassen. Besonders starke Hobbyinteressen melden die Jugendlichen an. Sehr viel mehr als die Kriegs- und Nachkriegsgeneration hat die junge Generation heute und in Zukunft die Chance, vielseitige Hobbyinteressen zu entwickeln und auch zu verwirklichen.

Für die Zukunft gilt: Die Rehabilitation und Wiederentdeckung des Hobbys steht unmittelbar bevor.

Dazu leistet dieses Buch einen Beitrag. Es bietet „altgedienten“ Hobbykünstlern ebensoviele Anregungen, Informationen und Lesefreude wie neuen Hobby-Anhängern, die erst noch auf der Suche nach der richtigen Freizeitbeschäftigung sind.

Prof. Dr.
Horst W. Opaschowski,
Leiter des B.A.T. Freizeit-
Forschungsinstituts

„Erfüllte Freizeit durch Ruhe und Spiel“

Die Idee, Freizeit durch spielerisches Tun zu erlangen, ist eine alte Menschheitsvorstellung. Aristoteles lobt die Erfüllung durch erholsame Ruhe und Spiel. Schillers Satz „Der Mensch ist nur ganz Mensch im Spiel“ gehört zu den Standardziten in diesem Zusammenhang. Aber eine gesellschaftlich abgesicherte Zeit einzurichten, die Spiel ist und ermöglicht, blieb der Moderne vorbehalten: die Freizeit.

Freizeit ist die Demokratisierung der Muße, d.h., allen Menschen unserer Gesellschaft steht eine Zeit zur persönlichen Verfügung zu. Benachteiligte Menschen können deshalb ihre Einschränkungen am stärksten in der Freizeit spüren, wenn sie nicht an Spiel, Sport, Geselligkeit und am Reisen teilnehmen können.

Trotz eines inzwischen recht beachtlichen Anteils der Freizeit an der gesamten Alltagszeit darf nicht vergessen werden: Freizeit ist kostbar und immer durch die verschiedensten Einflüsse gefährdet.

Entgegen den traditionellen kulturkritischen Reden von den Menschen, „die mit ihrer Freizeit nichts anzufangen wissen“,

stellt für die große Mehrheit der Bundesbürger Freizeit einen wichtigen Wert dar, den sie durchaus zu nutzen versteht. Doch sehen sie in ihrem Alltag auch, wie durch wirtschaftliche, ökologische und soziale Anforderungen die ihnen tatsächlich zur persönlichen Verfügung stehende Zeit immer knapper, also wertvoller, wird.

Für die tatsächliche Freizeitgestaltung ist heute die folgende sehr verbreitete und durchaus nicht immer unbedenkliche Bewertung der Freizeit wichtiger als deren zeitlicher Umfang. Man will etwas – oder sogar einiges mehr als früher – mit der Freizeit anfangen.

Dieses Freizeitbewußtsein verursachte in den letzten Jahrzehnten die Zunahme und immer größere Vielfalt von Freizeit-tätigkeiten und schließlich auch die aufstrebende Entwicklung der kreativen Freizeitgestaltung.

Die frei gewählte spielerische und kreative Tätigkeit gibt dem Menschen nicht nur eine zeitfüllende Beschäftigung, sondern bildet seine Persönlichkeit, die ihn von anderen Menschen unterscheidet, zugleich aber auch verbindet. Die Zugehörigkeit zu einer Familie, zu Freun-

deskreisen, Gruppen, Clubs und Vereinen ist häufig Anregung und Ideenquelle für kreative Tätigkeit.

Ebenso wichtig ist der Anstoß und die handwerkliche und gestalterische Hilfestellung durch Vermittlung von Ideen, Anleitungen und Materialien. Medien und Verlage, Bildungseinrichtungen und engagierte Kaufleute haben sich das als Aufgabe gestellt.

Dieses Buch zeigt Entwicklungslinien und Beispiele sehr spannender, befriedigender und dazu noch sehr friedlicher Gestaltung der Freizeit. Es liefert den Beweis:

Die Freizeitkrise gibt es nicht, wohl aber Herausforderungen durch Freizeit, die mit Kreativität zu bewältigen sind.

Prof. Dr.
Joseph-Theodor Blank MdB,
Präsident der Deutschen
Gesellschaft für Freizeit

Die Entwicklung der Freizeit und der Arbeitszeit von der Antike bis heute

Was glauben Sie, wie lange es schon „Freizeit“ gibt? Seit dem 20. Jahrhundert? Oder seit der industriellen Revolution mit ihrer rationell durchorganisierten Fabrikarbeit? Freizeit gibt es im Grunde genauso lange, wie es die Arbeit gibt – denn Freizeit und Arbeit(szeit) sind Begriffe, die sich wechselseitig ergänzen.

Freizeit existiert also schon so lange, wie Menschen leben – mindestens aber seit der Vertreibung aus dem Paradies. Seit der Mensch sein Brot „im Schweiß seines Angesichts“ essen muß, freut er sich auf ein bißchen freie Zeit zwischendurch, in der er sich von der mühevollen Arbeit ausruhen kann.

Die „Muße“ der Antike

Was die Menschen unter Freizeit verstehen, wie sie sie bewerten, hat sich allerdings im Laufe der Jahrhunderte erheblich gewandelt. In der Antike beispielsweise war die Freizeit, treffender „Muße“ genannt, nur den Adligen, Mächtigen und Wohlhabenden vorbehalten. Als die Griechen und Römer fremde Länder eroberten und deren Völker unterwarfen, konnten sie sich Sklaven leisten, an die sie alle unliebsame Arbeit abgaben und sich ihrerseits der Muße hingaben.

Während Sklaven und Handwerker, Händler, Bauern und Arbeiter die materielle Basis für das tägliche Leben erwirtschafteten, hatten die hohen Herren für solch niedrige Tätigkeiten nichts als Verachtung übrig.

Wie wenig die Antike für die Arbeit übrig hatte, schlägt sich auch in der Sprache nieder:

„otium“ heißt im Lateinischen „Muße“, und „negotium“ – die Verneinung des Wortes, die übersetzt etwa „Nicht-Muße“ bedeutet – steht für „Arbeit“.

Muße war also nach Vorstellung der Römer der Normalzustand, Arbeit dessen Aufhebung, der Ausnahmefall. Glückliches Rom! Ähnlich sahen das auch schon zuvor die Griechen: „scholé“ bedeutet im Griechischen „Muße“ und dessen Verneinung „ascholia“ wiederum „Arbeit“.

Die griechischen Wörter weisen zugleich darauf hin, wofür die Muße verwendet wurde. Denn keinesfalls war es so, daß sich die vornehmen Römer und Griechen in der Mußezeit dem abso-

„Als eine banausische Arbeit ... hat man jene aufzufassen, die den Körper oder die Seele oder den Intellekt der Freigeborenen zum Umgang mit der Tugend und deren Ausübung untauglich macht. Darum nennen wir alle Handwerke banausisch, die den Körper in eine schlechte Verfassung bringen, und ebenso die Lohnarbeit. Denn sie machen das Denken unruhig und niedrig.“

(Aristoteles, Politik, 1337b)

luten Nichtstun hingaben. Aus dem Wort „scholé“ ist das Wort „Schule“ entstanden, und Griechen wie auch Römern diente die Muße, um sich zu bilden, um Philosophie und Wissenschaft zu treiben und um die Literatur zu pflegen. Darüber hinaus konnten in der freien Zeit politische Aufgaben übernommen und öffentliche Ämter bekleidet werden.

Muße war somit alles andere als passiv; sie war sogar eine der Grundlagen der politischen Ordnung im antiken Sinne.

Während also die Oberschicht in der Muße intelligente Theorien über Demokratie und Republik entwickeln und die Kultur pflegen konnte, blieb den „Kulturbanausen“, der arbeitenden Unterschicht, die weniger erfreuliche Seite des Lebens.

Dennoch war die Arbeit keineswegs so hart, wie man heutzutage vermutet. Abgesehen von einigen Extremen, arbeiteten die Menschen nämlich damals nicht mehr als der deutsche Durchschnittsbürger im Jahre 1968, also ungefähr 40 Stunden pro Woche!

Neben der Pflege von Kultur und Demokratie hatte insbesondere Cicero noch eine andere Vorstellung von der Muße, die auf spätere Zeiten nachwirken sollte: Unter „otium“ verstand er die öffentliche Ruhe und Sicherheit, das ungestörte allgemeine Wohl und tätige Einvernehmen der Behörden und der Bürgerschaft. Diese Vorstellung einer friedvollen Atmosphäre und einer wohlgesinnten Eintracht im Zusammenwirken aller Bürger findet sich in Deutschland im Mittelalter wieder.



Lehrer mit Schülern beim Unterricht:
Relief aus der römischen Kaiserzeit
(Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz)

„frey zeyt“ im Mittelalter

Im Jahre 1350 taucht zum ersten Mal die Verwendung des Begriffes „frey zeyt“ auf. Damit ist die Zeit der Friedenspflicht während des Marktes oder eines

Festes gemeint. Ähnlich wie Cicero dachte man sich also eine Atmosphäre gesteigerten Friedens, der allen Teilnehmern für eine gewisse festgelegte Zeit zugute kommen sollte.

Damit verbunden war ein vermehrter Rechtsschutz für den einzelnen. Daneben spiegelt der Begriff „frey zeyt“ auch die bürgerliche Freiheit wider, die Freiheit, die nach Abschaffung der Sklaverei Handel und Gewerbe sowie später das Bürgertum genossen und die als gesellschaftliches Ideal galt.

Neben dem Begriff „frey zeyt“ gab es auch die Begriffe „vri-tag“ (Freitag) und „virabend“ (Feierabend), der den Vorabend eines Festes bezeichnete. Die Zeitangabe war nur im Hinblick auf die folgende Feier von Bedeutung. „Feierabend“ war – ganz ähnlich wie noch heute – ein Ausdruck für einen Zeitraum,

für eine Befindlichkeit, aber auch für das Zusammensein mit vertrauten Menschen.

Doch abgesehen von „Feierabend“ haben all diese Begriffe und die mit ihnen verbundenen Bedeutungen noch sehr wenig mit der „Freizeit“ im heutigen Sinne zu tun.

Was man sich im Mittelalter unter Freizeit vorstellte, war weitgehend vom Christentum geprägt: Man glaubte, der Mensch

„Seit dem Mittelalter gibt es im deutschen Sprachbereich Verbindungen des Wortes ‚frei‘ mit Ausdrücken für temporale Einheiten wie ‚Tag‘ und ‚Zeit‘. Seit dem Sachsenspiegel im 13. Jahrhundert ist das Wort ‚vritag‘ bzw. ‚freitag‘ als ‚Feiertag‘ im Unterschied zum 6. Wochentag belegt. ... Seit dem 14. Jahrhundert tritt die Verbindung ‚frey zeyt‘ bzw. ‚frey zeit‘ in der Bedeutung von ‚Marktfriedenszeit‘ auf.“

(W. Nahrstedt:
Die Entstehung der Freizeit, S. 31)

sei von Gott zur Arbeit geschaffen, und dementsprechend stand diese auch im Vordergrund des Lebens.

Dabei vermischten sich Arbeit und freie Zeit auf eine Weise, die wir heute nur noch schwer nachvollziehen können: Stunden der Sammlung und des Gebets durchdrangen den Alltag und unterbrachen die Arbeit – dies um so mehr, als Arbeitsplatz, Wohnstätte und Ort der arbeitsfreien Zeit räumlich nicht voneinander getrennt waren. Feiertage und Feste waren häufig und wurden anders als heute von intensiven religiösen Diensten in Anspruch genommen.

Arbeitszeiten, Gebetszeiten, kirchliche Feier- und Festtage gaben der Zeitverwendung eine feste, heute starr anmutende Struktur,

untermauert durch Haus- und Zunftordnungen.

Dennoch war auch im Mittelalter die Arbeitszeit nicht so lang, wie man meinen könnte. Jahreszeiten, Wetter, die davon abhängigen Lichtverhältnisse und die vielen religiösen Feiertage ergaben insgesamt nicht mehr als eine 45-Stunden-Woche im Jahreschnitt.

Freizeit im heutigen Sinne, also eine von Verpflichtungen jeder Art freie Zeit, gab es in geringem Maße auch. Sie entwickelte sich aus der alltäglichen Geselligkeit der Arbeitsgemeinschaften am Abend und entstand mehr oder minder aus dem Zwang heraus, die wenigen Licht- und Wärmequellen im Kreise von Familie, Haus, Arbeitsgenossen und Nachbarn optimal zu nutzen.

Anspruchsvoller war hingegen die von weltlichen und kirchlichen Herrschern gepflegte Freizeit. Wie auch schon in der Antike verbrachten die oberen Schichten ihre Muße mit Bildung, Musik und Dichtung, mit Kunst und Wissenschaft sowie mit Jagden und Wettkämpfen.

Wandel der Vorstellungen in Humanismus und Aufklärung

Ein neues Verständnis des Begriffs „frey zeyt“ kam im 16. Jahrhundert auf. Im Zuge des Humanismus wurde nun die Bedeutung des Wortes individualisiert und zum antiken „otium“ (Muße) in Beziehung gesetzt. Bezog sich die mittelalterliche Freizeit auf einen Zeitabschnitt

für ein bestimmtes (Markt-) Gebiet, so bezeichnet „frey zeyt“ nun einen Zeitabschnitt gesteigerter Freiheit für den einzelnen. Darin drückt sich zum ersten Mal ein erhöhter Freiheitsanspruch des Individuums aus: „freye zeyt“ wird zu einem Ziel. In dieser Epoche taucht auch das Wort „Arbeitszeit“ erstmalig als Begriff auf.

Die Vorstellung von Freizeit als einer individuell disponiblen

*„freye zeyt -
darin einer thun mag
nach seim willen
und gefallen.“*

(aus einem Wörterbuch von 1616)

Zeit wird in der Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert verstärkt. Kennzeichnend für diese Epoche ist ein neues Verständnis von der Freiheit, die uneingeschränkt für alle Menschen gleich welchen Standes oder welcher Herkunft gelten sollte und die in den Menschenrechtserklärungen von 1776 und 1789 – sowie in allen modernen Verfassungen der Welt – ihren Ausdruck fand und findet.

Diese neue Vorstellung wandte sich vor allem gegen die Willkür absolutistischer Herrscher, die in den vergangenen Jahrhunderten mit ihren Untertanen nach Belieben „umgesprungen“ waren; der Gedanke an Demokratie und demokratische Rechte wurde erstmals seit der Antike wieder lebendig und schwang im

Freiheits- und Freizeitbegriff mit „Freizeit“ wurde jetzt mit Jean-Jacques Rousseau als „Zeit der Freiheit“ verstanden und von ihrem christlichen Kontext gelöst. Während der Aufklärung ging der Besuch von Predigten und Gottesdiensten deutlich zurück, so daß die Menschen nun – allerdings nur vorübergehend – mehr freie Zeit im modernen Sinne hatten.

„Wir halten es für selbstverständlich, daß alle Menschen gleich geschaffen sind, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, daß unter ihnen Leben, Freiheit und das Streben nach Glück sind.“

(aus der amerikanischen Menschenrechtserklärung 1776)

Die Freizeit im Verständnis der Pädagogik

In dieser Epoche wurde auch erstmals das Wort „Freizeit“ als zusammengesetztes Wort (Kompositum) verwendet, und zwar genau im Jahre 1823.

Diese Verwendung geht nun nicht, wie man glauben könnte, auf die philosophischen und politischen Verfechter der Aufklärung zurück, sondern auf die Pädagogen. Es waren Friedrich Fröbel und Johann Heinrich Pestalozzi, die sich als erste Ge-

danken darüber machten, wie man die „Freizeit“ der Kinder pädagogisch sinnvoll gestalten konnte. „Freizeit“ war für sie gleichbedeutend mit einer „Freistunde“, also einer ausgesetzten Schul- oder Unterrichtsstunde, die nach Ansicht der Pädagogen mit religiöser Belehrung und anderen „nützlichen Sachen“ gefüllt werden sollte.

Das war – und ist – sicher genau das Gegenteil von dem, was sich Schüler unter „Freizeit“ vorstellen! Aber immerhin: Wandelte sich auch in Zukunft noch mehrmals die Bedeutung und das Verwendungsfeld des Begriffs „Freizeit“, so wurde hier der Boden für die moderne sprachliche Form bereitet.

Die Industrialisierung

Eine gewaltige Zäsur in der abendländischen Gesellschaft war die Industrialisierung, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts einsetzte. Sie revolutionierte auf verschiedene Art das Verständnis der Arbeit und damit auch der mit ihr komplexer verbundenen Freizeit.

Die Industrialisierung brachte vor allem die fabrikmäßige Herstellung und Fertigung wirtschaftlicher Güter mit sich, die zu einer völligen Umorganisation des bisherigen Arbeitsstils und der Arbeitstechniken sowie zu der bis dahin unbekanntem Arbeitsteilung führte: Was der Handwerker mit seinen Gesellen früher in kleinen Mengen in seiner Werkstatt zu Hause produzierte, wurde nun in großen Mengen in Manufakturen und später in Fabriken mit Hilfe von

immer rationeller werdenden Maschinen gefertigt.

Bekanntlich brachte diese neue Arbeitsform große soziale Veränderungen mit sich: Ehemals gutsituierte Handwerker verloren ihre Arbeit, „Arbeitslosigkeit“ – vorher in der Gesellschaft gänzlich unbekannt – wurde zu einer möglichen oder tatsächlichen Bedrohung, viele verarmte Bürger gingen in die Fabriken, um dort als Arbeiter an den Maschinen ein karges, freudloses Dasein als neue soziale Unterschicht zu fristen. Und im Zuge der Entstehung von Fabriken wuchsen die Städte rapide an, während gleichzeitig die Bedeutung der Arbeit auf dem Land stetig abnahm.

Innerhalb von nur einem Jahrhundert wandelte sich Deutschland von einer überwiegend bäuerlichen Gesellschaft zu einer industriellen.

Die Arbeit in den Fabriken war besonders hart. Die teuren Maschinen sollten optimal ausgelastet werden, und daher drängten die neuen „Herrscher“, die Industriearbeiter, auf eine möglichst lange Arbeitszeit, bei der auch die Sonn- und Feiertage nicht mehr heilig waren. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Denn die Ausbeutung der Arbeitskraft vieler Menschen wäre nicht möglich gewesen ohne eine entsprechende Philosophie.

Arbeit in der Frühzeit der Industrialisierung

Die protestantische Arbeitsethik, die nach Max Weber den Geist des Kapitalismus ausmacht, wurde die Basis für die Frühzeit der

Industrialisierung. Unter dem Vorwand, daß Arbeit zum Heil führe, mußten Industriearbeiter bis zu 18 Stunden pro Tag arbeiten, und da der Verdienst kaum das Existenzminimum deckte, wurden auch Frauen und Kinder zur Arbeit herangezogen.

Sogar Bevölkerungsschichten, die gar nicht arbeiten wollten, wurden gnadenlos zur Arbeit gezwungen.

Unter dem Motto „Arbeit statt Almosen“ verwandelte man beispielsweise in Hamburg 5000 Bettler in Arbeiter. Wer nicht arbeitete, so schien es, hatte auch keine Existenzberechtigung.

„Arbeit heißt der Heiland der Zeit. In der Verbesserung der Arbeit besteht der Reichtum, der jetzt vollbringen kann, was bisher kein Erlöser vollbracht hat.“

(Josef Dietzgen, Arbeiter-Intellektueller, in: Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit, 1869)

Die Entwicklung eines neuen Zeit-Bewußtseins

Die sich entwickelnde Technik tat ein übriges, um lange Arbeitszeiten zu untermauern: Bis zum 18. Jahrhundert war die Zeitordnung der Menschen im wesentlichen an der „natürlichen“ Zeit orientiert, an der regelmäßigen Wiederkehr von Ebbe und Flut, Tag, Monat und Jahr und an den Wachstumsvor-

gängen in der Natur. Insbesondere Sonnenauf- und -untergang setzten zwei entscheidende Zäsuren innerhalb der Gesamtzeit eines Tages, denn die Dunkelheit reduzierte die Handlungsmöglichkeit der Menschen in einer Weise, wie wir uns das heute kaum noch vorstellen können. Versuchen Sie einmal, bei Kerzenlicht etwas Vernünftiges zu arbeiten! Es ist so gut wie unmöglich, wenn man sich nicht die Augen verderben will! Auch andere künstliche Lichtquellen der damaligen Zeit wie Holz, Talg und Pech gaben nicht viel her. Hinzu kam, daß mit Einbruch der Dunkelheit die Stadtore geschlossen wurden. So blieben die Menschen des Abends und Nachts in den eigenen vier Wänden, denn sie fürchteten, während der „ägyptischen Finsternis“ der Nacht Opfer von Verbrechen zu werden – im Dunkeln ist eben gut munkeln.

Die Verhältnisse änderten sich jedoch radikal, als im 19. Jahrhundert die künstliche Beleuchtung erheblich verbessert wurde. Um 1850 wurde in vielen Großstädten die Gasbeleuchtung eingeführt und kaum 40 Jahre später die elektrische Beleuchtung. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren zum Beispiel in Hamburg alle wichtigen Verkehrsstraßen mit elektrischem Licht und mit Gasglühlicht versehen, was auch für die Vororte galt. Gas und Elektrizität hielten gleichzeitig Einzug in die Privathaushalte der „besseren“ Leute.

Zur selben Zeit nahm die Verbreitung von Kirchen-, Wand-

„Technischer ‚Fortschritt‘ in der Gestalt verbesserter künstlicher Beleuchtung ermöglichte die ‚soziale Liberalisierung‘ der Zeit.“

Technischer ‚Fortschritt‘ in der Gestalt einer Verbesserung der Uhren verlieh der Zeit dazu ein vollkommen rationales Grundgepräge.“

(W. Nahrstedt: Die Entwicklung der Freizeit, S. 200)

und Taschenuhren zu, wobei die Präzision der Zeitbestimmung durch Verbesserung der Uhrwerke erhöht wurde. Als stolzer Besitzer einer Taschenuhr konnte nun jeder die Zeit bei sich tragen – und trug sie bald auch in sich. Zeit wurde gleichbedeutend mit Uhrzeit.

Das Leben war nun nicht mehr von natürlichen Rhythmen und Zyklen geprägt, sondern wurde mehr und mehr zu einem frei strukturierbaren Kontinuum, das sich teilen, messen, vorhersagen und kontrollieren ließ. Die Unabhängigkeit von den natürlichen Lichtverhältnissen und die Zeit als persönlicher Besitz vermittelten also ein neues Zeit-Bewußtsein, das sich auf Arbeits- und Freizeit gleichermaßen auswirkte.

So wurde die Arbeitszeit nun nicht mehr von den Lichtverhältnissen bestimmt, sondern vertraglich festgelegt. Dies war auch deshalb nötig geworden, weil

durch die Industrialisierung die großen Städte binnen weniger Jahrzehnte so rapide angewachsen waren, daß sich die Wegstrecken innerhalb einer Stadt erheblich verlängerten. War es beispielsweise um 1750 noch möglich, eine Stadt wie Hamburg innerhalb von 20 Minuten zu Fuß zu durchqueren, so mußten 100 Jahre später Nahverkehrsmittel geschaffen werden, um die Arbeitswege der Menschen nicht unerträglich zu verlängern. Denn mittlerweile war es zur Ausnahme geworden, daß Arbeits- und Wohnplatz identisch waren.

Die Einführung von Verkehrsmitteln hat die zunehmende Länge der Arbeitswege mildern, aber niemals wieder aufheben können – ein Problem, das uns heute erneut in wachsendem Maße beschäftigt, wie wir noch sehen werden. Arbeitsverträge garantierten dem Arbeitgeber, daß die Arbeitnehmer trotz langen Arbeitsweges pünktlich zur Arbeit erschienen.

Die neue vertragliche Regelung der Arbeitszeit bewirkte einen scharfen Schnitt zwischen Arbeits- und Freizeit, der bis dahin unüblich gewesen war. Alle zu Geld- und Zeitverschwendungen führenden Gebräuche sollten abgeschafft werden. So war es früher Usus gewesen, daß Arbeitnehmer während der Arbeitszeit zwischendurch mal Karten spielten, spazieren gingen, Kollegen besuchten, Gesellenversammlungen abhielten, Bier tranken oder auch Gottesdienste besuchten; der Übergang zwischen Arbeit und freier Zeit war

fließend gewesen, aber das vertrug sich nicht mehr mit der neuen Arbeitsmoral. Die Verlängerung der Arbeitszeit erreichte man neben ihrer vertraglichen Festschreibung auch durch die Abschaffung von Pausen sowie Sonn- und Feiertagen. Bei einem 14-Stunden-Tag gab es gerade noch 2 Stunden Pause.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich drei soziale Schichten herausgebildet, deren Zeitgestaltung sich stark voneinander unterschied. Während die Arbeiter als untere soziale Schicht aufgrund steter Verlängerung der Arbeitszeit von Freizeit nur noch träumen konnten – ihre Arbeitszeit wurde nahezu identisch mit der Wachzeit –, erging es dem entstehenden Bürgertum – Kaufleuten und Gelehrten, unter ihnen viele Selbständige – besser. Ihre Arbeitszeit betrug etwa 9,5 Stunden pro Tag, so daß für Freizeit genügend Raum blieb. Zudem kannten sie die strenge Trennung zwischen Arbeit und freier Zeit nicht.

Freizeitbeschäftigungen im letzten Jahrhundert

Das Bürgertum versuchte, sich in seiner Gestaltung der Freizeit an die soziale Oberschicht anzulehnen. Die Art, wie es seine Freizeit verbrachte, ist charakteristisch (fast) bis in die heutige Zeit: Besonders beliebt wurden die Kaffeehäuser als Mittel der Freizeitgestaltung. Es gab sie bereits seit dem 17. Jahrhundert, aber erst in der zweiten Hälfte

des 18. Jahrhunderts erlangten sie größere Bedeutung. Ihr Besuch war für jedermann frei, und es kamen Gelehrte, Kaufleute und Geschäftsleute aller Art, um dort zum Beispiel Zusammenkünfte abzuhalten, auch geschäftliche Dinge zu besprechen, Billard zu spielen oder Zeitung zu lesen.

„... man itzt die Coffeehäuser überall so von Menschen angefüllet siehet, daß sie angepfropfet zu seyn scheinen“

(S. Blancard, 1705)

Das Kaffeehaus bot die Gelegenheit zu geistigem Austausch und zu anregender Unterhaltung. Die geistig-kultivierte Atmosphäre brachte viele Schriftsteller hervor, für die die Kaffeehaus-Atmosphäre Lebenselixier, Quelle dichterischer Inspiration und Ort literarischen Schaffens wurde.

So manche schriftstellerische und künstlerische Karriere nahm dort ihren Anfang – und beim zu tiefen Blick ins Weinglas auch ihr bedauernswertes Ende. Besonders berühmt sind in diesem Zusammenhang natürlich die Wiener Kaffeehäuser, die sich zum Teil bis heute erhalten haben. Die Kaffeehäuser waren damals anders als heute bis spät in die Nacht geöffnet – Gaslicht und elektrische Beleuchtung machten es möglich. So nahm auch

die Herausbildung eines Nachtlebens, wie wir es heute verstehen, mit dem Kaffeehaus seinen Anfang, denn so manches Café verwandelte sich später in einen Nachtclub oder ein Variété. Unter anderem im Kaffeehaus trat zuerst die Lebensform der Freizeit im modernen Sinne hervor. Diese Bedeutung hat das Kaffeehaus auch in Frankreich, England und im ganzen westlichen Europa erhalten.

gegenseitigem Informationsaustausch zusammenkam. In beiden – in Kaffeehäusern und Salons – spiegelt sich ein Freizeiterleben wider, wie es schon die Antike vorlebte und wie es die Bürger im 19. Jahrhundert erneut der sozialen Oberschicht abschauten: Muße um der Bildung willen.

Ähnlich steht es mit dem dritten Freizeitvergnügen, dem typisch

umfaßte schließlich Kunst-, Konzert- und Gesangvereine, Studentenverbindungen, Denkmalsvereine, Kleingarten-, Freikörperkultur-, Volkstanz-, Wander-, Jugend-, Verschönerungsvereine sowie Sportvereine aller Art. In dieser Vielfalt zeigt sich die ganze Bandbreite der Freizeitinteressen, und vieles hat sich davon bis heute erhalten, wenn auch der modernen Zeit angepaßt.



Wiener Kaffeehaus um die Jahrhundertwende. Aquarell von Reinhold Volkel (Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz)

Tagsüber ins Kaffeehaus, abends in den Salon – so könnte man das Leben mancher Künstler beschreiben. Die bürgerliche Mittelschicht widmete sich nicht nur in den Kaffeehäusern der Bildung, sondern auch in den sogenannten Salons, die in den Bürgerhäusern abgehalten wurden und wo man im häuslichen Kreis mit Freunden und Familie zumeist abends zu Dichterlesungen, musikalischen Darbietungen oder

deutschen Vereins(un)wesen, das in der Freizeitgestaltung des Bürgertums im 19. Jahrhundert seinen Ursprung hatte. Zwar gab es schon im ausgehenden Mittelalter Vereine, besonders Schützenvereine, aber erst im 19. Jahrhundert erhielten sie ihre heutige Form und Gestalt. Viele kulturelle Institutionen, die heute existieren, begannen als private Vereine, so zum Beispiel Schulen, Universitäten, Museen, Theater, auch Sozialversicherungen und Wahlvereine. Das Spektrum der „Bürgervereine“ weitete sich rasch aus und

Die beiden mitgliederstärksten Vereine waren der Deutsche Sängerbund und die Deutsche Turnerschaft, gegründet von dem bekannten „Turnvater Jahn“, Friedrich Ludwig Jahn. Es handelte sich dabei keineswegs um einen reinen Sportverein, wie man aus heutiger Sicht meinen könnte, sondern um einen Verein mit politischen Absichten.

„Kriegsübungen, wenn auch ohne Gewehr, bilden männlichen Anstand, erwecken und beleben den Ordnungssinn, gewöhnen zur Folgsamkeit und zum Aufmerken, lehren den Einzelnen sich als Glied in ein großes Ganzes zu fügen. Eine wohlgeübte Kriegerschar ist ein Schauspiel von höchster Einheit der Kraft und des Willens. Jeder Turner soll zum Webrmann reifen, ohne verdrillt zu werden.“

(F. L. Jahn, 1816)

Die Turnerschaft gehörte zu den ersten organisierten Vereinen mit nationalistischer Ausprägung, dessen Ziel die Beendigung der napoleonischen Fremdherrschaft in Deutschland und die Bildung eines deutschen Nationalstaats, eines deutschen Reiches unter Preußens Führung, war. Die gymnastischen Übungen hatten paramilitärischen Charakter und sollten den Volkskrieg gegen Napoleon vorbereiten.

Die politischen Interessen führten mehrmals zu einer Aufspaltung des Deutschen Turnerbundes, unter anderem in einen konstitutionell-monarchischen und einen demokratisch gesinnten Bund. Im nachhinein schreibt man Jahn die entscheidende Rolle bei der Entstehung der deutschen Nationalbewegung wie auch das Verdienst zu, das „Turnen“ in Deutschland zu

einer umfassenden Volksbewegung gemacht zu haben. Natürlich gab es daneben auch unpolitische Sportvereine wie zum Beispiel Ruderklubs, und außerdem wurde Politik auch in anderen als in Sportvereinen praktiziert.

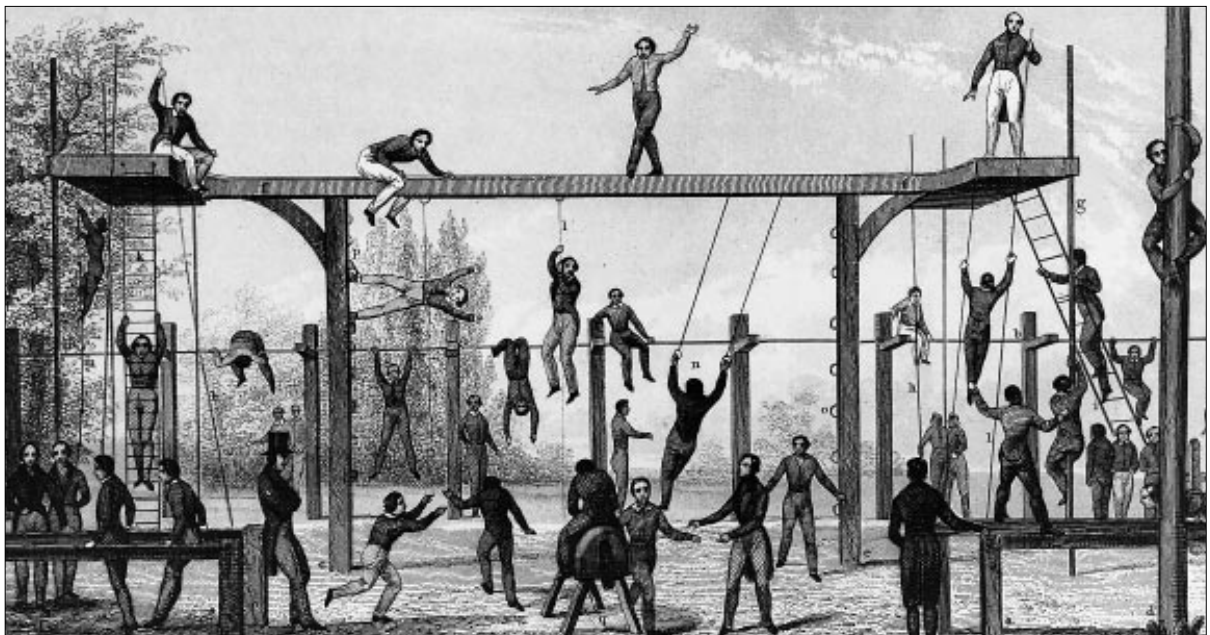
Der Ursprung vieler demokratischer Parteien liegt in derartigen Vereinen, die sich auf kommunale und andere öffentliche Ziele ausrichteten – womit wieder einmal bestätigt wäre, was schon die alten Griechen und Römer meinten, nämlich daß zur Übernahme politischer Aufgaben freie Zeit bzw. Muße nötig ist.

Der Kampf um die Reduzierung der Arbeitszeit

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich das

„Freizeit-Bewußtsein“ bei den Bürgern so weit herausgebildet, daß die Begriffe „Arbeitszeit“ und „Freizeit“ 1865 Aufnahme in die Wörterbücher fanden. Gleichzeitig verlor das Wort „Muße“ – ohnehin schon lange als „Müßiggang“ gedeutet – an Bedeutung. Seit 1889 wurde der Begriff „Freizeit“ auf die Wirtschaftswelt übertragen, und seit den 20er Jahren dieses Jahrhunderts ist er in der Umgangssprache gebräuchlich.

Es ist bezeichnend, daß sich jede soziale Schicht immer an der nächsthöheren orientiert. Während das Bürgertum bestrebt war, die Freizeit im Stile der Oberschicht zu verbringen, orientierten sich die Arbeiter an der Mittelschicht. Sie wollten ihre Arbeitszeit der der Kaufleute annähern. 1875 betrug die Wochenarbeitszeit für Arbeiter



Geräteturnen anno dazumal – mit vorbildlicher Freizeitkleidung: Frack und Zylinder
Stahlstich von H. Winkles
(Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz)

noch 85 Stunden, das waren bei einer Sechs-Tage-Woche mehr als 14 Stunden pro Tag! Einen Urlaubsanspruch gab es nicht, und die Sonntagsarbeit wurde erst langsam aufgehoben.

Seit ca. 1890 forderten die Arbeiter unter dem Nachdruck der Gewerkschaften den Acht-Stunden-Tag. 1892 fand die erste deutsche „Freizeitkonferenz“ in Berlin statt, veranstaltet von der bürgerlich-liberalen Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrteinrichtungen. Auf die hier ausgesprochenen Forderungen zur Reduzierung der Arbeitszeit reagierte Kaiser Wilhelm II. mit besorgten Äußerungen, daß eine Beschränkung der Arbeitszeit die Gefahr des – na was wohl? – „Müßiggangs“ heraufbeschwören könnte.

Auch die Fabrikbesitzer beeilten sich, ihrer Sorge Ausdruck zu verleihen, daß eine reduzierte Arbeitszeit Verführung zu Ausschweifungen bedeuten könnte und zudem Arbeitsdisziplin, Leistungsfähigkeit – und Heimatliebe (!) infrage stellten. Die gewonnene Freizeit, so rieten die Gewerkschaften den Arbeitern um die Jahrhundertwende, sollte für die Bildung genutzt werden und auch für die gesundheitliche Wiederherstellung der Arbeitskraft.

Erst 1918 wurde dann der Acht-Stunden-Tag bei einer Sechs-Tage-Woche durchgesetzt, und zwar in einer politischen Umbruchzeit per Verordnung durch den Rat der Volksbeauftragten. Von 1930 an forderten die Gewerkschaften dann eine gesetzliche 40-Stunden-Woche, die

allerdings bis zu ihrer endgültigen Durchsetzung noch mehr als 40 Jahre auf sich warten lassen sollte. Einschneidende Rückschläge durch eine Erhöhung der Arbeitszeit brachte das Dritte Reich, in dem der Acht-Stunden-Tag wieder abgeschafft wurde, und auch die Nachkriegszeit.

1950 mußten die Deutschen dann wieder so lange arbeiten wie 1919, nämlich 48 Stunden pro Woche. Die protestantische Arbeitsethik erlebte noch einmal eine kurze Blüte: Nachdem sich alle Wertorientierungen als verdächtig erwiesen hatten, einte das Volk nurmehr die Steigerung des Bruttosozialprodukts: Arbeit wurde zur soliden ethischen Basis, die Glück und Geld versprach. Dies schlug sich auch in der Wahl der Freizeitbeschäftigungen in den 50er und 60er Jahren nieder.

Seit den frühen 50er Jahren versuchten die Gewerkschaften erneut, die 40-Stunden-Woche durchzusetzen, wobei es vor allem um die Abschaffung der Samstagsarbeit ging.

Schaut man sich die Arbeits- und Freizeit von der Antike bis heute an, so werden einige „Entwicklungslinien“ deutlich:

1) Das heutige Verständnis von „Freizeit“ ist im wesentlichen durch die Aufklärung geprägt worden, die Freizeit erstmals als „Zeit größtmöglicher individueller Freiheit“ verstand.

2) Die heute übliche strikte Trennung von Arbeits- und Freizeit kam erst mit der Industriali-

sierung auf; vorher war der Übergang zwischen beiden fließend. Keineswegs hat die Industrialisierung die Freizeit ermöglicht – im Gegenteil, sie hat sie zu einem Teil verhindert durch überlange Arbeitszeiten.

3) Der vielgerühmte Fortschritt in der Verringerung der Arbeitszeit ist eigentlich gar keiner: Bedenkt man, daß schon in der Antike nicht mehr als 40 Stunden und im Mittelalter nicht mehr als 45 Stunden pro Woche gearbeitet wurde, so relativiert sich die moderne Forderung nach der 40-Stunden-Woche erheblich. Im Grunde wurde nur in einem langen zähen Kampf an Freizeit zurückerobert, was die Industrialisierung mit ihrem protestantischen Arbeitsethos genommen hatte. Im Vergleich zur Reduzierung der Arbeitszeit bestand der Fortschritt viel eher in der Einführung eines geregelt und bezahlten Urlaubs, den man früher überhaupt nicht kannte.

4) Die Freizeitbeschäftigungen haben sich von der Antike bis zur Mitte dieses Jahrhunderts nicht entscheidend verändert: Im wesentlichen war man in der Freizeit kulturell und politisch engagiert, wenn auch auf verschiedene Weise und in verschiedenartigen Institutionen.